

Und wusste, da war kein Gott

Denis Johnsons Roman „Der Name der Welt“

Von Anja Hirsch

Manche Bücher haben die Eigenschaft, dass man ihren Inhalt bereits nach wenigen Seiten vergisst. Man blättert zurück, schlägt Namen nach, hält aber durch – und überschreitet irgendwann den Punkt, an dem man sich zur Lektüre zwingen muss: Sie nimmt einen seltsam gefangen, obwohl man immer noch kaum ahnt, warum. Mit Denis Johnsons schmalen Roman „Der Name der Welt“ verhält es sich so. Der zähe Beginn scheint allerdings keineswegs einer schriftstellerischen Unsicherheit geschuldet, sondern dem Kalkül eines dramaturgischen Plans: Hier geht es um die Einstudierung der wohl schwierigsten Übung – um die Kunst, zu trauern und trotzdem weiterzuleben. Und es dauert, bis der Held dieses Romans eine Ahnung von dieser Kunst erhält und den Schmerz über den Unfalltod seiner Frau und seiner fünfjährigen Tochter aushalten kann.

„Vielleicht beschenken oder mochten mich die Leute deshalb, weil sie spürten, dass ich so gut wie tot war und ihnen nichts anhaben konnte“, gibt er zu Beginn zu Protokoll. Das ist auch zunächst die Energie dieser Prosa: Die lähmende Passivität dieses Mannes hält sich noch lange im Text, ehe Johnson seine bedrohte Seele zu retten sich anschiekt – dann aber mit poetischer Kraft.

Auf der Fahrt von Flower Cannon

Mike Reed ist Historiker, ein Geistesarbeiter am Ende seiner wissenschaftlichen Karriere; seine Stelle fällt Streichungen zum Opfer. Vier Jahre nach dem Verlust seiner Familie fühlt er sich immer weniger als der Mann, der seine Familie verloren hat; immer mehr als einer, „der zufällig keine hatte“. Nach alten Entwürfen lässt sich nicht mehr leben, neue sind noch nicht gefunden. Und so treibt er ziellos herum, nimmt wieder vorsichtig Einladungen an, bricht für einen Tag zum Spielen und Trinken aus und begegnet, wie Faust einst Helena, überall einer verführerischen Rothaarigen: „Flower Cannon“ ist verwandlungsfähig, ein echtes Lockbild, mal Strippteasetänzerin oder Teil einer Kunst-Performance. Die Fahrt aufnehmend, sucht Reed sie wie Freiwillig, ohne selbst recht zu wissen, warum.

An einem Tag gar folgt er ihr mit dem Auto – bis zu einem Ort, den der Autor als Erweckungsort für seine suchende Figur vorgesehen hat: Der Gottesdienst in einer Freikirche auf offenem Feld, fern aller Wohnhäuser und weltlicher Reize, ist der emotionale Höhepunkt dieses Romans, der Dreh- und Angelpunkt, der Reeds Leben eine neue Richtung verleiht – aufgrund einer religiösen Erfahrung, möchte man meinen: „In Tode erschrocken“ ist der ansonsten eher gleichmütige Reed, als er mit der Gemeinde in die Knie sinkt; angezogen vom Gesang, der um ihn „wogte wie Weizen im Wind“. Doch erwecken die Rituale überraschenderweise eine völlig areligiöse Erkenntnis: „In unser aller Namen fühlte ich mich einsam, und auf einmal wusste ich, da war kein Gott.“ Wie eine Offenbarung wirkt dieses Eingeständnis, das jede Metaphysik hinwegfegt – und zugleich das Herz weitet, als wäre Gott höchstpersönlich dem Manne erschienen.

Ödnis und Epiphanie

Was also ist das für eine Konstruktion? Johnson, seit seinen Erzählungen „Jesus' Sohn“ (1992; 2006 neu ins Deutsche übersetzt) großmütig als Gestalter literarischer Epiphanien gehandelt, der seinen tief gesunkenen, Sex und Drogen zugewandten Helden für Augenblicke die Lust zu leben zeigt, wendet auch hier das bewährte Muster an. Dem Faustischen Modell folgend lässt er seine Figur eine Ödnis durchstreifen, die im amerikanischen Kleinstadtbereich noch doppelt wirkt, bei Ausflügen etwa nach Riverstone, einer trostlosen Vorhölle mit Gestrandeten und Verrückten, nicht unähnlich allerdings jenen Unimenschen, die er zuvor beschrieben hat, nur auf anderem Niveau: als intrigant werbende Figuren.

Johnson aber geht es um tiefere Dimension. Selbst wenn er Reed seiner schönen „Flower“ nachjagen lässt wie Novalis einst Heinrich von Ofterdingen der blauen Blume, versäumt er nicht zu betonen, wie Reeds Projektionen die Realität immer überflügeln: an der schönen Helena muss er schließlich scheitern, um endlich einer Tatsache ins Auge zu blicken, die eben nur als solche, nicht romantisch, sondern trostlos zu begreifen ist: dem Tod von Frau und Tochter.

„Schreib nackt, schreib aus dem Exil, schreib mit Blut“, mit diesen drei Maximen wird Johnson, der soeben für seinen noch nicht übersetzten Vietnam-Roman „Tree of Smoke“ mit dem National Book Award geehrt wurde, immer wieder zitiert. Selten hat er so deutlich gemacht, was er darunter versteht: die Wunde, den Schmerz auszuhalten, ohne schützenden Verband. Erlösung schließt das nicht aus. Aber der zweite Schritt darf nicht vor dem ersten erfolgen. Alles andere wäre künstliche Ausübung einer Religion, die ihre Lehre nicht am tristen Leben erprobt.

In Denis Johnsons Roman „Der Name der Welt“ geht es nicht nur ums Mannsein, sondern um alles. Und das Ergriffenwerden klammert die Passivität des Helden keinesfalls aus: Es macht die rezeptive, suchende Haltung dieses prototypischen Johnson-Helden erst zur Bedingung dieser Erfahrung. Deshalb ist der Roman klug komponiert.

■ Denis Johnson: Der Name der Welt. Roman. Aus dem Englischen von Thomas Überhoff. Rowohlt Verlag, Reinbek. 143 S., 14,90 Euro.



Erinnern hilft, zu verstehen: Bild aus dem Comic des Jahres „Vertraute Fremde“

Foto Verlag

Rückfall in die Jugend

Der Comic „Vertraute Fremde“ von Jiro Taniguchi

Von Rupert Koppold

Plötzlich schrickt der gestresste Architekt Hiroshi Nakahara hoch und entdeckt, dass er auf dem Rückweg von einem Termin im falschen Zug sitzt. Als er aussteigt, ist er in seinem Geburtsort angekommen, einer Kleinstadt in der japanischen Provinz. Zum ersten Mal nach vielen Jahren besucht er das Grab der früh verstorbenen Mutter, rätselt darüber, ob sie glücklich war und warum der Vater damals kommentarlos die Familie verlassen hat, fühlt dann ein Unwohlsein und fällt in eine Ohnmacht – aus der er als vierzehnjähriger Junge wieder erwacht.

Der japanische Zeichner und Autor Jiro Taniguchi benutzt in seinem Comic „Vertraute Fremde“, soeben zum Comic des Jahres gewählt, eine Idee aus dem Fantasy-Genre, aber nach dem Zeitsprung entwickelt er seine Erzählung realistisch weiter. Es wird eine Jugend in den frühen sechziger Jahren geschildert, die der Held wiedererlebt im Körper des Jungen von damals, aber mit dem Bewusstsein des Mannes von heute. Der 48-Jährige steckt in einer Krise, hat zu wenig Zeit für seine Familie und fragt sich, ob er das richtige Leben gewählt hat. Dies ist also kein Comic für Kinder oder Jugendliche, sondern

einer für Erwachsene, der Verlag gibt ihn auch – anders als den Großteil der Mangas – in westlicher Leserichtung heraus.

Und Taniguchi ist ja auch ein vom Westen inspirierter Erzähler. Vor allem der Einfluss der frankobelgischen Comic-Schule wird bei ihm deutlich, die Seiten sind übersichtlich aufgeteilt, die einzelnen Panels mit ihren detailliert gezeichneten Hintergründen mehr als nur flüchtig und schnell zu überblättern. Es geht Taniguchi auch nicht um Action und Tempo, sondern um Atmosphäre, er erzählt unspektakulär und trotzdem spannend von Jahren, die zumindest für die Eltern noch zur Nachkriegszeit gehören, und von Sehnsüchten, die durch die historischen Umstände nicht erfüllt werden konnten. Der Junge Hiroshi kann nun nachhaken, was er damals versäumt hat – zum Beispiel ist er jetzt für das begehrteste Mädchen der Klasse interessant geworden –, aber dass sein Vater die Familie verlässt, kann er letztlich nicht verhindern. Verstehen aber kann er es am Ende. Vielleicht hilft ihm das in seinem Erwachsenenleben – wenn er von dieser seltsamen Rückbesinnungsreise überhaupt wieder heimfindet in die Gegenwart.

■ Jiro Taniguchi: Vertraute Fremde. Carlsen Verlag, Hamburg. 416 Seiten, 19,90 Euro.

FANTASTIK IM BUCH

Alchemisten, Atome und Geldhexerei

Von Thomas Klingengaier

Was kann ein Mann tun, wenn die Politik seines Landes außer Kontrolle gerät? Er kann dem Wahnsinn im Großen eine kleine Kopie entgegenstellen. In Nick Mamatas' Komödie „Unter meinem Dach“ befinden wir uns ein paar Jahre in der Zukunft, aber das Trauma des 11. September wirkt nach. Die USA führen mittlerweile gegen mehr als vierzig Länder Krieg. Damit will der arbeitslose Vorstadtbürger Daniel Weinberg nichts mehr zu tun haben. Mit Hilfe seines gedankenlesenden Sohnes, des Erzählers des Romans, bastelt er aus Abfällen von der städtischen Müllkippe eine kleine Atombombe, die er in einem Gartenzweig versteckt, ruft im Schutz von einer Megatonne Zerstörungskraft die Unabhängigkeit seines Hauses aus und bietet allen Ländern der Welt per Fax den sofortigen Frieden an.

Nick Mamatas Roman steht in der Tradition vernunftfördernder Verrücktheiten, mitfühlenden Menschenhasses und zückerlicher Verzweiflung und knüpft so an Mark Twain, Kurt Vonnegut und Richard Brautigan an. Auf freche Weise ist die Geschichte um das vom Militär belagerte Weinbergia eine so gültige Destillation der Bush-Ära wie alles, was Philip Roth geschrieben hat.

■ Nick Mamatas: Unter meinem Dach. Edition Phantasia. 160 Seiten, 12,90 Euro. Erscheint kommende Woche.

Der Kerzenmachersohn Benjamin Franklin in der britischen Kolonie Boston ahnt, dass es mit dem elterlichen Erbe bergab geht: Licht strahlt neuerdings (zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts) aus großen Glaskugeln, die keine Brandgefahr darstellen. Greg Keyes führt uns in „Newtons

Kanone“ in ein Paralleluniversum, in dem Sir Isaac Newton die Alchemie zur Wissenschaft weiterentwickelt hat und nun allerlei Maschinen erfindet, die sich die Macht des Äthers zunutzen machen. Der Zyklus „Der Bund der Alchemisten“, der hier seinen Auftakt nimmt, erinnert also ein wenig an die Bücher der Autorin Susanna Clarke, in denen im historischen England Zauberei Teil der Realität sein darf.

Keyes, der früher dran war als Clarke (im Original ist „Newtons Kanone“ 1998 erschienen), versucht nicht wie diese, all das in der Sprache von damals zu beschreiben. Aber er bleibt bei der Darstellung des alchemistischen Einflusses in Privathäusern und am Hof Ludwigs XIV. fies und stimmig. Moderne Technologien knarzen im Holzhäuser handgefertigter Apparaturen daher, und je nach Leser wird diese Abenteuergeschichte entweder zur Beschäftigung mit der realen Historie anregen – oder die reale Geschichte als verpasste Chance der Alchemie erscheinen lassen.

■ Greg Keyes: Newtons Kanone. Blanvalet TB. 416 Seiten., 8,95 Euro.

Der Gedanke an Dreizehner löst Wut, Paranoia, Lynchgelüste aus. Benannt nach der Area Thirteen, in deren Laboren sie entwickelt wurden, sind die genotmierten Söldnertypen aus Richard Morgans SF-Thriller „Skorpion“ kalkulierte Provokationen der sich nun als minderwertig fühlenden Normalbevölkerung.

Aber Militär, Geheimdienste, private Sicherheitsfirmen und der mächtige, mit Behördenstatus gesegnete Konzern Colin, der die Kolonisierung des Planeten Mars betreibt, können Dreizehner bestens gebrauchen. Morgan schreibt Spannungsgeschichten, die rasanter und mit besserer Kurven-

Afghanischer Teppich

„Tausend strahlende Sonnen“ von Khaled Hosseini

Von Barbara Schaefer

Alle Fäden, jedes einzelne Schicksal, aus dem sich der Teppich dieses Buchs zusammensetzt, sind herzerweichend. Khaled Hosseinis Roman „Tausend strahlende Sonnen“ verwebt die Schicksale zweier Frauen im modernen Afghanistan miteinander, und doch ergibt sich daraus kein bewegendes Ganzes.

Da ist zunächst Mariam, ein unehelich geborenes Mädchen, das von seiner Mutter und von anderen als Harami beschimpft wird, als Bastard. Das fängt schlecht an und kann nicht gut weitergehen. Mariam denkt, bei ihrem Vater könnte sie ein besseres Leben haben. Als sie in die Stadt geht, erhängt sich ihre Mutter. Der Vater aber verheiratet sie an einen älteren Mann. Als sie diesem keinen Sohn schenkt, werden die Ehe und Mariams Leben zur Hölle.

In der Nachbarschaft wächst behütet die kleine Laila heran, verehrt von ihrem Vater, einem Universitätslehrer, sie ist innig befreundet mit einem hinkenden Jungen. Die beiden kommen in die Pubertät, und alles entwickelt sich so schön, wie es natürlich nicht weitergehen kann. Der Freund geht nach Pakistan, auch Lailas Familie will auswandern, Krieg in Kabul, ein Luftangriff, Lailas Eltern kommen ums Leben, sie bleibt allein zurück. Sie wird die zweite Frau des alten Nachbarn – jenes Nachbarn, der mit Mariam verheiratet ist. Mariam hasst ihre Nebenbuhlerin, später schmiedet das Schicksal die Frauen zu Verbündeten. Alles wird gut, jedenfalls für eine der beiden Frauen.

Anhand dieser Lebensläufe gelingt es Khaled Hosseini, den Alltag in Kabul und die

politischen Hintergründe vor dem Leser auszubereiten. Das ist interessant, und man lernt etwas. Aber ist das der Auftrag von Literatur?

Khaled Hosseini wurde 1965 in Kabul geboren, seine Familie erhielt 1980 in den USA politisches Asyl. Hosseini lebt als Arzt und Autor in Kalifornien. Berühmt wurde er mit seinem Roman „Drachenläufer“, der weltweit eine Auflage von sieben Millionen Exemplaren erreichte. Vermittelte „Drachenläufer“ den sicheren Eindruck, Hosseini habe sich eine Geschichte von der Seele geschrieben, die Geschichte einer Kindheit in Afghanistan, drängt sich in seinem zweiten Roman der Verdacht auf, er habe lediglich der Pflicht Genüge getan, nun auch ein Buch über Frauen des Landes schreiben zu müssen.

Geschick unterlegt er die Geschichte mit aktuellen Zeitbezüge, etwa wenn Laila davon hört, dass die Taliban die Buddhastatuen in Bamyán zerstört haben. Sie erinnert sich, die Statuen mit ihrem Vater und ihrem Jugendfreund besucht zu haben, eine Szene, die zuvor ausführlich geschildert wurde. Spannend ist das alles und handwerklich sehr gut gebaut. Doch genau dies merkt man dem Handlungsverlauf an: Das riecht nach Creative Writing, nach Cliffhanger, die den Leser von Kapitel zu Kapitel hechten lassen. Der Sprache aber fehlt es an poetischen Elementen, an jener Eindringlichkeit, mit der „Drachenläufer“ überzeugen konnte. So bleibt am Ende das Gefühl, ein nicht besonders gutes, aber sehr gut gemeintes Buch gelesen zu haben.

■ Khaled Hosseini: Tausend strahlende Sonnen. Aus dem Amerik. von Michael Windgassen. Bloomsbury Verlag, Berlin. 381 S., 22 Euro.

Liebe, Logik und Leningrad

Jens Sparschuhs neuer Roman „Schwarze Dame“

Von Ekkehart Rudolph

„Schwarze Dame“, der neue Roman des mehrfach ausgezeichneten Schriftstellers Jens Sparschuh, hat ein Problem. Streckenweise steht nämlich die Wissenschaft dem flüssigen Lauf der Geschichte im Wege. Der Protagonist des Buchs heißt Alexander und hat – wie der Autor selbst – in den siebziger Jahren in Leningrad Philosophie und Logik studiert.

Im Roman beginnt seine Geschichte im Jahr 2005, da lebt Alexander als Rundfunkautor in Berlin. Als er einmal mit einem wohlhabenden Freund in Hamburg Schach spielt, fällt ihm eine Aufgabe ein, die ihm schon dreißig Jahre zuvor in Leningrad gestellt wurde: nämlich die schwarze Schachdame in eine bestimmte Position zu bringen, die sich auf den 64 Feldern des Schachbretts aber nicht finden lässt. Das beschäftigt Alexander immer wieder, während er seinen täglichen Pflichten nachgeht.

Durch Zufall lernt er dabei eine Frau kennen: Jelena, eine Russin, die auch einmal in Leningrad studiert hat und in die er sich leidenschaftlich verliebt. Sie ist, wie es anspruchsvoll heißt, „eine dunkle, schwarzhaarige Dame, die beliebig ziehen kann, denn das ganze Feld (...) gehört ihr“. Damit rückt Sparschuh Jelena in die unmittelbare Nähe der schwarzen Schachdame, zumal auch sie den Protagonisten vor eine schwierige, vielleicht unlösbare Herausforderung stellt: Jelena verschwindet nämlich eines Tages ohne Abschied ganz plötzlich und spurlos. Alexander ist fassungslos und macht sich nun auf die Suche nach dem Rätsel von zwei schwarzen Damen. Das ist der Kern dieses Romans, der uns zwischendurch in einer Rückblende in das Leningrad der siebziger Jahre führt und 2005 dann noch einmal in die gleiche Stadt, die inzwischen St. Petersburg heißt.

Alexander begegnet zahlreichen, zum Teil recht originellen Figuren, deren Umfeld der Autor mit kräftigen Strichen farbig ausmalte: ihre Lebensumstände, das Milieu, Zeittypisches aus kritischer Sicht schildert er detailliert und höchst anschaulich. Dabei scheint er immer etwas ironisch zu lächeln, was sich im Text entsprechend niederschlägt. Das macht die Lektüre vergnüglich. Auch die Dialoge in flotter Alltagssprache spiegeln das soziale Ambiente der Redenden amüsant wider. Aber nun geht es in dieser Geschichte ja auch um Philosophie und Logik, jedenfalls in den Kapiteln über die Studienjahre in Leningrad, die immerhin fast hundert Seiten einnehmen! Da wird ausführlich (unter anderem!) aus Hegels „Wissenschaft der Logik“ zitiert, und das in einem hochgestochenen wissenschaftlichen Kauderwelsch, das nicht einmal Jens Sparschuh zu verstehen scheint, jedenfalls denunziert er die deutsche Philosophie als eine „besonders heimtückische Form von Geisteskrankheit“. Aber warum muss er dann solche Texte oder auch abstruse Elaborate der sozialistischen Ideologie („Kommunismus = Sowjetmacht + Elektrifizierung“) langatmig ausbreiten?

Auch wenn er dafür vermutlich Gründe hat: der Leser mag ihm da gewiss nicht folgen. Erfahrungsgemäß hat er wenig Freude an abstrakter Gedankenaekrobatik. Der Erzähler weiß das auch, denn an einer Stelle bemerkt er: „Empfindsame Leser können diesen Abschnitt gern überspringen.“ Ja wie? Und warum lässt er diese Passage dann nicht ganz einfach weg? Dem Buch hätte das jedenfalls gutgetan. Solch sperrige Strecken beschädigen diesen sonst unterhaltsamen und lesenswerten Roman.

■ Jens Sparschuh: Schwarze Dame. Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln. 339 Seiten, 18,90 Euro.

Erinnerungen an Hermann Lenz

Im April 2003 hat Peter Hamm im Literaturhaus Stuttgart einen Vortrag über Hermann Lenz gehalten, über dessen Leben als Motto „Stuttgart als geistige Lebensform“ habe stehen können. Nun ist dieser Vortrag unter dem Titel „Dort wäre ich gerne geblieben“ im Verlag Ulrich Keicher in Warmbrunn erschienen (Englisch Broschur, 35 Seiten, 10 Euro). Ebenfalls bei Keicher liegt Lenz' Briefwechsel mit Rainer Malkowski vor („Als gingen wir ein Stück zusammen“, hg. von Renate von Doemmig, Englisch Broschur, 40 Seiten, zahlr. Abbildungen, 12 Euro). StZ

MEINE BUCHTIPPS

Buchhandlung Ebert

Buchhändler kennen den Buchmarkt und das literarische Leben. Jede Woche fragen wir sie nach den Büchern, die ihnen aufgefallen sind. Heute: Dorothee Oswald, Buchhandlung Ebert in Stuttgart-Möhringen.

■ Erfolgstitel der Woche

Khaled Hosseini: Tausend strahlende Sonnen
Isabel Allende: Inés meines Herzens

■ Neuerscheinung der Saison

Sigrid Damm: Goethes letzte Reise

■ Mein Lieblingsbuch

Hanns Josef Orthel: Das Verlangen nach Liebe

Judith und Johannes begegnen sich nach langer Trennung in Zürich und werden zurückversetzt in die Zeit der großen Liebe; wunderbar gefühvoll erzählt.

■ Richard Morgan: Skorpion. Heyne TB. 800 Seiten, 9,95 Euro.



Ach, es gehe gar nicht mehr wirklich um Zauberei und Exotik, maulen ein paar alte Fans über Terry Pratchetts neue Geschichten von der Scheibenwelt. Bei „Schöne Scheine“ könnte man dieser Enttäuschung entgegenhalten, es gehe immerhin um Anlagehokuspokus. Der Tyrann der Metropole Ankh-Morpork beschließt nämlich, das Finanzwesen seines Reiches – Bankiers hüten Goldmünzen – sei reformbedürftig. Also macht er Herrn Feucht von Lipwig zum Chef der Münzpräge und einer Bank, damit dieser Papiergeld einführt. Feucht von Lipwig ist jener vom Galgen geschnittene Berufsbetrüger, der in Pratchetts „Ab die Post“ den verwahten Zustelldienst des Fantasyreichs auf Vordermann gebracht hat.

Trotz der Trolle, Golems und magischen Maschinen ist „Schöne Scheine“ vor allem eine Satire auf – und halb auch eine Anschauungstour durch – die vorgeblich seriöse Finanzwissenschaft unserer Wirklichkeit. Aber Pratchett kümmert sich durchaus, wenn auch subversiv, um das Genre. Er stellt die Frage, ob Zaubersprüche wirklich fantastischer sein können als die Anziehungskraft des Geldes.

■ Terry Pratchett: Schöne Scheine. Manhattan, München. 416 S., geb., 19,95 Euro.